

Abschied nehmen, damit Neues nachwachsen kann¹

Was Kirchenentwicklung vom Waldumbau lernen kann

Thomas Schlegel

Kirchenentwicklung und Waldumbau zu vergleichen, drängte sich mir bei einer Wanderung durch den Harz auf. Als Waldspaziergang geplant, führte der Weg vier Stunden durch offene Landschaft ohne Bäume. Hier und da ragte ein toter Stamm in den Himmel wie ein kahler Zahnstocher. Sonst war das Totholz beräumt. Keine rauschenden Fichten, kein sanftes Wiegen der Wipfel. Und das Forsthaus Plessenburg, einst idyllisches Ausflugsziel in einer Lichtung, stand da etwas verloren und weithin sichtbar. Weil ich mit jungen Pfarrerinnen unterwegs war, keimte die Frage auf: „Geht es der Kirche nicht ähnlich?“ Unser System implodiert. Rückbau und Kahlschlag allerorten: Zwar sind es in der mitteldeutschen Kirche nicht 80–90% des Altbestandes, der verloren ist (wie im Harz), 42% Mitgliedschaftsverlust in 20 Jahren sind dennoch dramatisch. Seit Corona mehren sich die Stimmen, die unserem Kirchenwesen noch 10 oder 15 Jahre geben. Und dass es in 25 Jahren den Fichtenwald so nicht mehr geben wird, darauf weisen die letzten Waldzustandserhebungen deutlich hin. Nicht das Dass, sondern das Wann ist in beiden Fällen fraglich.

In diesem kleinen Essay möchte ich dem drastischen Wandel nachspüren, notwendige Abschiede skizzieren, aber vor allem das Bild eines Danach entwerfen. Gerade hier ist die Parallele der Wald- und Kirchenentwicklung anregend und eröffnet neue Spuren.

Abschied von der Monokultur

Bei einem Spaziergang durch den Harz versteht man schnell: Das, was hier stirbt, ist nicht der Wald, sondern ein Baum – nämlich die Fichte. Oder besser: Es stirbt eine spezifische Form von Wald: Eine Plantage, böse Zungen sagen: ein Feld mit Bäumen drauf. Natürlich bildete dies ein Ökosystem mit Pilzen, Humus, Rotwild. Aber es war eine menschengestaltete, wirtschaftlich basierte Monokultur. Die Fichte war *der* Wirtschaftsbaum: Oftmals schön ordentlich in Reih und Glied gepflanzt. Die Vorteile waren unschlagbar: Ästhetisch, gerades Holz, schnell wachsend. So hat sie unsere Mittelgebirge geprägt und ist zum Inbegriff von Wald und Wildnis geworden. Die Fichte hat eigentlich nur einen Makel: Sie liebt es kühl, hat flache Wurzeln und braucht viel Wasser. Und genau das wird ihr gerade zum Verhängnis. Also haben diese Bäume keine Chance mehr – der Käfer erkennt, wenn sie geschwächt sind; Stürme und Feuer geben

1 Der Essay geht auf einen Vortrag bei der Reformierten Kirche Bern-Jura-Solothurn zurück. Zur Vertiefung verweise ich auf die Folgen 6.9 und 6.10 des Podcasts mit Michael Herbst (praktisch-theologisch-kirche.de/alle-folgen/).

ihr den Rest. Die Umweltbedingungen haben sich geändert, so dass dieser Wald-Typ keine Zukunft mehr hat.

Bei unserem Kirchensterben ist es ähnlich. Hier stirbt nicht die Kirche, sondern eine spezifische Form von Kirche: Ein uniformes Kirchenwesen, aus der Reichsverwaltung im Mittelalter entsprungen und durch die Reformation noch einmal tüchtig vereinheitlicht. Gleichförmigkeit galt als Qualitätsmerkmal. Eine wie die andere: Gottesdienst, Kirche, Musik – alles wurde konfessionell standardisiert. In einer homogenen, christlichen Gesellschaft, wo die Konfliktlinien entlang der Denominationen laufen, war diese Kirchenart sehr effektiv. Wo es aber um Individualität und Selbstwirksamkeit geht, sind Gleichförmigkeit und Versorgung kein gutes Konzept. Die Umweltbedingungen haben sich geändert, so dass dieser Kirchentypus keine Zukunft mehr hat.

Natürlich muss man festhalten: Nicht überall ist Harz und nicht überall ist Mitteldeutschland. Ein Großteil des Fichtenbestandes in Deutschland ist noch intakt, und unter den häufigsten Bäumen ist die Fichte auffallend gesund.² Andreas Bolte vom Thünen-Institut für Waldökosysteme weigert sich, von einem Waldsterben 2.0 zu reden.³

Und auch Kirchensterben ist kein flächendeckendes Phänomen. Was sich manch süddeutsche Landgemeinde alles leisten kann! Den eigenen Jugenddiakon, die millionenschwere Sanierung des Gemeindehauses, das mit dem eigenen Kindergarten nun ein ansprechendes Gebäudeensemble bildet. Da mag es unpassend sein, dieser Kirchenform das Leben abzusprechen. An manchen Orten hat unser Kirchenwesen sicher eine Zukunft; und auch jenseits der 700 Höhenmeter geht man davon aus, dass die Fichte dominant bleiben wird.

Das bestätigt, was wir schon lange wissen: Generalisierungen helfen nicht weiter. In der kirchlichen Landschaft müssen wir mit Ungleichzeitigkeiten leben und die Steuerungsimpulse entsprechend anpassen. So leugnet auch Andreas Bolte nicht, dass die Lage sehr ernst ist – und der Waldumbau weiterlaufen muss. Die Richtung dabei ist sonnenklar: Das Paradigma der Monokultur hat ausgedient. Peter Spathelf warnt beim Pflanzen dürreresistenter Bäume: „Nicht wieder den alten Fehler machen, indem wir sie großflächig pflanzen“. Denn „großflächige Bepflanzung im Reinbestand gehört der Vergangenheit an“. Das „Zauberwort ist der Mischwald mit funktionell unterschiedlichen Baumarten“⁴, mixed Ecology eben! Auch im Kirchenumbau ist das ein Leitbegriff, seit ca. 20 Jahren auf dem Markt und wirklich nicht mehr neu. Es sollte längst zum 1x1 der Kirchenentwicklung gehören, gemeindlich auf Vielfalt zu setzen. Mitnichten ist das so!

Das implizite Leitbild unserer Kirchenpolitik folgt noch immer ganz klar dem Gedanken der Monokultur. Alle Kirchenverfassungen der EKD-Gliedkirchen gehen von der Paro-

2 Waldzustandsbericht 2024, vgl. <https://www.bmle.de/DE/themen/wald/wald-in-deutschland/wald-zustandsaufnahme.html> (zuletzt aufgerufen am 17. 7. 2025).

3 Vgl. Was tun, wenn die Fichten sterben? – Der Streit um den Waldwandel, mdr investigativ vom 10. 3. 2022, verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=2EIkwlFQxi4> (zuletzt aufgerufen am 17. 7. 2025).

4 Vgl. <https://www.deutschlandfunknova.de/beitrag/waldumbau-wie-der-wald-der-zukunft-aussehen-muss> (zuletzt aufgerufen am 17. 7. 2025).

chie als dem Normalmodell von Kirche aus. In moderneren Versionen dürfen „andere Gemeindeformen“ sie gnädigerweise ergänzen. Aber die Finanzströme bleiben an die Mitgliedschaft gekoppelt, die über die Parochien verwaltet werden. Mitbestimmung läuft über das Delegationsprinzip aus Kirchengemeinde, Kirchenkreis usw. Erprobungsräume oder andere Formen von Kirche werden im regulären Finanzierungsmodell nicht berücksichtigt, und keiner ihrer Vertreter sitzt in der Synode.

Zugespitzt könnte man formulieren: Es fällt uns immer noch nichts Besseres ein, als Fichten zu pflanzen! Wir sollten längst aufgehört haben, *die* Parochialgemeinde als ein Normalmodell, *den* Pfarrer als Exponenten der Kirche und *den* Gottesdienst als Inbegriff des Christlichen zu begreifen. Das ist Kulturpflege und nicht mehr Ausrichtung am Evangelium! Es ist längst überfällig, aber dennoch nötig zu sagen: Hört auf, überall Fichten zu pflanzen!

Eine Kirche, die lernt

Ja, was denn dann? Gute Frage! In wiederholten Gesprächen mit Ausbildungs-Verantwortlichen in den Landeskirchen ist mir zweierlei aufgefallen: Aus-, Fort- und Weiterbildung, ja, die Personalpolitik wird nach wie vor auf den klassischen Pfarrdienst hin entworfen. Die ganze Ausbildung läuft darauf zu – im Bild gesprochen –, Fichtenmonokulturen, also Bestandspflanzungen, gut zu verwalten. Offensichtlich wird aber in den Gesprächen auch, wie ratlos die Auszubildenden eigentlich sind. Sie stimmen zu: Das bisherige Leitbild ist am Zerbröseln. Und solange sie kein neues haben, bleiben sie beim bewährten. „Woraufhin sollen wir denn sonst ausbilden?“ – höre ich dann.

Wenn ich den Waldumbau richtig verstehe, wird kein Baum künftig dominieren. Die Douglasie wird nicht die neue Fichte. Und die Eiche mausert sich nicht zu „dem“ neuen Leitbaum. Monokultur war gestern, Mischwald ist heute. Und auch der sieht nicht überall gleich aus.

Es ist künftig unerlässlich, kontext- und bedarfsorientiert zu agieren; das gesamte Ökosystem im Blick zu haben – und nicht nur den einzelnen Baum. „Was ist hier gerade dran?“ muss die Frage ablösen: „Ich setze um, was ich als normale Kirchlichkeit vermittelt bekommen habe.“ Das ist die Logik, die missionstheologisch schon lange traktiert wird. Eine Idee, mit der man „Fresh Expressions of Church“ initiiert. Das ist keineswegs neu, aber eben noch nicht eingelöst. Leider. Um kontextsensibel und kooperativ Kirche zu entwickeln, braucht es nicht nur *ein* Werkzeug im Koffer, den ich überall anwende. Es bedarf verschiedener Tools, die je nach Kontext ausprobiert werden müssen. Zusammen mit Umfeldanalyse und der Haltung des Erprobens müssen sie unbedingt in der Ausbildung vermittelt werden. Denn wir wissen nicht (mehr), wie Kirche geht. Es muss stets neu ausprobiert werden. So gesehen stellen Erprobungen keine *Antwort*, sondern eine *Methode* dar, um auf die Suche zu gehen – wie Försterinnen heute mit verschiedenen Baumarten experimentieren müssen. Heute können sie

schlichtweg nicht wissen, welche Mischungen die richtigen gewesen sein werden. Das bedeutet auch: Weil das bisherige Paradigma ausgedient hat, bedarf es einer Wissenschaft, die neue Fragen stellt. Eine Praktische Theologie im Erkundungsmodus: Die Grundlagen müssen neu vermessen werden. Das sieht auch Henrik Hartmann in der derzeitigen Walddebatte als zentral an: „Wenn wir Aussagen treffen wollen, welche Baumarten die nächsten Extremereignisse überleben können, dann müssen wir ganz genau verstehen, wie die Physiologie z. B. dieser Bäume aufgebaut ist. ... Und dazu sind Grundlagen notwendig, die wir in der Vergangenheit gar nicht haben kennen müssen, weil alles ein Stück weit vorhersehbar war.“⁵

Trauer und Verlust? Fehlende Abschiede

Katharina Pietzko, Leiterin des Forstamtes Schleiz, erzählt im MDR-Interview – gerade als ihre Mitarbeiter großflächig Schadholz im Thüringer Wald „aufarbeiten“ und die Kettensäge immer wieder unterbricht: „Das ist wirklich 'ne Katastrophe für uns. Das schmerzt auch einfach das Försterherz. Wir können ganz, ganz schwer das eigentlich alle verkraften – ist auch 'ne psychische Belastung für viele Kollegen; weil Viele hier auch Jahrzehnte gearbeitet haben, und das ist ihr Lebenswerk, und das wird jetzt hier komplett aufgefressen. Das tut natürlich massiv weh.“⁶

Ein Lebenswerk war die Arbeit in der Kirchengemeinde auch für viele Kolleginnen. Treu haben sie ihren Dienst versehen, gepredigt, beerdigt und besucht: Wenn sie in den Ruhestand gehen, bleibt nicht selten das Pfarrhaus verwaist, die Pfarrstelle wird geschlossen. Das schmerzt; vor allem die, die bleiben: Die Kirchengemeinden, die Ehrenamtlichen, von denen sich ebenfalls Viele jahrzehntelang engagiert und aufgeopfert haben.

Was ich allerdings vermisse und was unsere Situation von den Forstarbeitern in Schleiz unterscheidet: Die Kirchen ziehen zwar das Personal zurück – aber sonst bleibt alles beim Alten, strukturell und konzeptionell. Wir erhalten die flächendeckende Versorgung aufrecht, die Kirchengemeinde bleibt bestehen, das Pfarrhaus in ihrem Besitz und ja, um Friedhof und Kirchengebäude muss sie sich auch noch kümmern. Gesagt wird den Christen vor Ort zwar: ‚Ja, hierher wird niemand mehr entsandt. Aber der Nachbarkollege ist doch ganz für sie da. Sie kooperieren mit der Nachbargemeinde und daraus ergeben sich ganz viele neue Chancen. Also eigentlich ist diese Schließung ein Gewinn!‘ Das ist Abschied auf ‚Kirchisch‘. Wir sprechen nicht aus, was die Leute in den Dörfern doch längst ahnen: Es wird seltener Gottesdienste geben. Es kommen weniger. Der Seniorenkreis schläft ein usw.

5 Prof. Dr. Henrik Hartmann, anlässlich des am Max-Planck-Institut für Biogeochemie in Jena im Juni 2022 durchgeführten Wald-Klima-Forums. Vgl. <https://www.bgc-jena.mpg.de/wald-klima-forum-2022> (zuletzt aufgerufen am 17. 7. 2025).

6 Was tun, wenn die Fichten sterben? – Der Streit um den Waldwandel, mdr investigativ vom 10. 3. 2022, verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?v=2EIkwlJQxi4> (zuletzt aufgerufen am 17. 7. 2025).

Wir trauern eben nicht – jedenfalls nicht öffentlich und ritualisiert. Wenn wir aber keinen Schlusstrich ziehen, dann findet die Trauer kein Ende. Vor allem aber: Wer das Ende verschleppt, erlebt keinen Neuanfang!⁷

Was bleibt, wenn Leben weicht

Vielleicht fällt uns der Abschied so schwer, weil äußerlich alles beim Alten bleibt: Wie beim Baum. Ja, die Nadeln fallen ab, aber bis in die Spitzen bleibt der Baum erhalten und massiv im Boden verankert. Wenn nicht gerade Windstöße kommen, kann so ein Baumgerippe einige Jahre stehen bleiben. Das Ganze sieht immer noch aus wie ein Wald, fast jedenfalls.

Und wenn Kirchen sterben? Bleibt die Kirche auch erst einmal stehen. Von den 3.971 Kirchengebäuden der EKM (ca. 1/5 der EKD!) gibt es seit 1990 nur 37, die außer Dienst gegangen sind. Dagegen wurden 136 Kirchgebäude neu gebaut. Es kommen also noch mehr dazu! Genauso wie beim Gesetzeswerk. Es wächst beständig, obwohl es immer weniger zu regeln gibt. *Das Leben ist gewichen, aber die Strukturen bleiben stabil.* Wie der Kohlenstoff, den die Bäume in Form von Holz abgelagert haben, bleiben auch unsere Strukturen übrig – sie waren mal dazu da, das Leben zu stützen, nun bleiben sie auch ohne Leben übrig.

George Lings verglich die Taktik der westlichen Großkirchen einmal⁸ – und hier bricht das Bild etwas – mit einer Obstplantage, in der die Bäume alt geworden sind und – auch wenn nicht alle tot sind – doch keine Früchte mehr tragen. Und nun, sagte er, anstatt sie zurück zu schneiden und Platz für neue Bäume zu schaffen, kauften wir Äpfel im Supermarkt und kleben sie an die Spitzen der Äste. Dann freuen wir uns an ihnen und feiern, wie lebendig der alte Baum der Volkskirche doch noch ist.

„Wir sind ja immer noch so ein unerlässlicher zivilgesellschaftlicher Akteur.“ Es gehen ja immer noch mehr Menschen in den Gottesdienst als Fußballfans zur Bundesliga.“ So sehen unsere Früchte aus, die wir an die sterbenden Bäume kleben. Und sie verschleiern uns die freie Sicht auf das Potential des Baumes, der seine besten Jahre hinter sich hat.

Nun gut, Bäume stehen zu lassen ist ein probates Mittel im Waldumbau. Dazu komme ich etwas später. Es gibt allerdings einen gewichtigen Unterschied zum Wald: Die Kirche kümmert sich noch um die toten Stämme. Ein Förster hingegen düngt das Totholz nicht mehr, sondern er schaut, dass es dem Neuen nicht im Wege steht und dazwischen Neues wachsen kann. In der Kirche hat man dazu oft keine Zeit, weil wir die kahlen Stämme für lebendig halten, sie hegen und pflegen – Orgeln einbauen, wo keiner mehr singen kann, und alles preußisch ordentlich verwalten – bis zum Schluss.

7 Vgl. dazu den thematischen Schwerpunkt ‚Exnovation‘ bei midi, der theoretisch von Sandra Bils beschrieben wird und praktisch in einer Toolbox erschlossen werden kann. Vgl. <https://www.mi-di.de/magazin/aufhoeren-um-weiterzukommen> und <https://www.mi-di.de/exmove>.

8 In einem persönlichen Gespräch im September 2010.

Heute muss eine Kollegin in der EKM bis zu 30 und mehr Kirchengebäude betreuen! Wo bleibt da Zeit für die Neuaufzucht?

Das Schräge ist: Wenn Christen wachsen, reifen und alt werden, entlassen wir sie nicht in die Selbständigkeit, sondern glauben und beten sogar noch stellvertretend für sie, wenn sie groß geworden sind. Wir geben ihnen immer nur Milch statt feste Kost. Dabei sollten reife, alternde Bäume nicht mehr versorgt werden, sondern ihrerseits für gute Bedingungen für den Nachwuchs sorgen. Fichten sind dafür echte Vorbilder.

Strategien im Waldumbau – von neuen Wirtschaftswäldern und dem Rewilding

Wie denkt man Kirchenumbau denn nun nach vorne? Ich möchte nach den notwendigen Abschieden nach vorn schauen – ein Bild entwerfen, worauf es künftig ankommt. Und auch hier lasse ich mich vom Waldumbau inspirieren – speziell vom Harz. An ihm kann man exemplarisch zeigen, wie es um den deutschen Wald steht.

Der Nationalpark Harz ist einer der größten deutschen Waldnationalparks mit nahezu 25.000 Hektar – zwischen Niedersachsen und Sachsen-Anhalt. Der Brocken ist die höchste Erhebung (1.142 m) und steht markant für den ganzen Nationalpark. Getreu dem Motto „Natur Natur sein lassen“ war es in den letzten Jahren erklärtes Ziel, immer größere Teile des Parks zur sogenannten „Naturdynamikzone“ werden zu lassen. Inzwischen sind es über 75% der Fläche, auf der sich Flora und Fauna ohne Eingriffe des Menschen entwickeln können.⁹

Solange der Wald wächst und gedeiht, findet der Ansatz breite Zustimmung. Aber gerade in den letzten Jahren kochten die Emotionen immer wieder hoch: Der überwiegende Teil des Baumbestandes ist tot. Das irritiert die Gäste. Die zahlreichen Brände (übrigens fast ausschließlich Brandstiftungen) riefen Politiker, Touristiker und besorgte Anwohner auf den Plan: Schafft das Holz raus! Pflanzte Bäume nach – sprüht endlich Gift gegen den Käfer!

Man hat sich dann auf Brandschneisen geeinigt, beräumt das Totholz an den öffentlichen Verkehrsachsen – und mutet den jährlich etwa 2 Mio. Brockentouristen die toten Fichtenstangenäcker zu. Dafür wirbt man bei *Totholzwanderungen* für die eigene Philosophie – eben nichts zu tun, höchstens zu beobachten! Warum? „So soll der Wald mit seiner ureigenen biologischen Vielfalt wieder zu neuem Leben erwachen. Etwas soll hier entstehen, was es seit Jahrhunderten nicht mehr gab: Ein Urwald.“¹⁰

Und das passiert wie? Indem der Mensch sich zurückhält. Denn es ist ja nicht so, dass nach dem Waldsterben alles tot bliebe – und es immer so aussähe. Nein, das Leben geht weiter – auch nach einer radikalen Rodung, so traurig und hoffnungslos das aussieht. Wer genau hinschaut, entdeckt überall zwischen den toten Stümpfen neue

9 Vgl. <https://www.nationalpark-harz.de/>.

10 Ebd. Bzw. der Flyer „Wald im Wandel zur neuen Wildnis. Der Wildnis beim Wachsen zuschauen.“, der in den letzten Jahren immer wieder neu aufgelegt wurde, zuletzt 2023 in 10. Aufl. https://www.nationalpark-harz.de/de/downloads/allgemein/Flyer_WaldwandelA5_hier-entsteht-wildnis_2018_1Auflage_web.pdf.

Triebe. Zaghaft, kaum sichtbar. Eher ungeordnetes Gestrüpp und Gräser – Himbeere, Vogelbeere – und erste Bäume, die letztlich die Oberhand behalten. Der sogenannte Pionierwald. Er besteht im Harz aus Birken, Eschen und der Fichte – ja, auch sie kehrt zurück. Daneben andere Bäume, deren Samen im Boden schlummern oder die durch Tiere mitgebracht werden: Denn Wildtiere sind Bioingenieure. Hirsche verbreiten z. B. 40% der Pflanzen im Wald. Migration von außen ist wichtig.

Das findet auch Francis Hallé. Er hat in den tropischen Regionen jahrzehntelang den Regenwald beobachtet und ist sich sicher, dass er zurückkehren wird, wo der Mensch ihn zerstört hat: Er muss sich nur zurückziehen. Auf den Pionierwald, der das Feld bereitet und aus schnellwachsenden, kräftigen Bäumen besteht – und noch relativ arm an Biodiversität ist, folgt der Sekundärwald: Ein Wald, der schon wesentlich mehr Flora und Fauna bietet und seinerseits das Feld bereitet für den Primärwald mit den Baumriesen, den Lianen und Farnen, Schmetterlingen und vielen Arten, die die Menschheit noch nicht einmal kennengelernt hat, bevor sie sie vernichtet hat. Aber das dauert in den Tropen 700 Jahre; in unseren Breiten geschätzte 1000 Jahre.

„Der tropische Tieflandregenwald besitzt weltweit die höchste Komplexität und biologische Vielfalt; fast alle lebenden Gruppen sind hier vertreten. In Bezug auf die Bäume gibt es ein Paradox: Seltene Arten sind allgegenwärtig und häufige Arten sind selten. In den äquatorialen Wäldern muss man oft mehrere Kilometer zurücklegen, um zwei Bäume derselben Art zu finden; Bestandsaufnahmen von 100 Baumarten pro Hektar sind keine Seltenheit. Es ist für den menschlichen Geist unmöglich, diese Biodiversität zu erfassen“.¹¹

Doch zurück zum Harz: In 10 Jahren sind die Pionierbäume schon 5m hoch; da ist die Sicht dann nicht mehr frei. Eindrücklich sind diese Vorher-Nachher-Photos¹², die zeigen, was in wenigen Jahren wachsen kann und dass der Wald keineswegs tot ist – auch wenn ein gewisser Waldtyp ausgestorben ist.

Ein Politikum ist dabei das Schadholz. Im Harz belässt man es im Wald. Warum? Dafür gibt es mehrere Gründe:

- Bleiben die Bäume stehen, verbessern sie das Waldinnenklima: Bis zu 7 Grad kälter sei es dort, wo die alten Stöcher einfach stehen bleiben.¹³
- Auch diese Stöcher spenden Schatten und schützen Jungblätter am Boden vor Sonnenbrand.
- Kälteeinfälle im Frühjahr mildern sie ebenso ab.
- Sie fangen den Wind ab und schützen vor Erosion.
- Zudem bieten sie Lebensraum für den Schwarzspecht, Sperlingskauz und den Baumkletterer, die die alten Gerippe bevorzugt nutzen.

11 Vgl. <https://www.foretprimaire-francishalle.org/de/urwald-primarwald-westeuropa/>.

12 Vgl. den in Anm 9 erwähnten Flyer.

13 Vgl. Nach Forschungen der Hochschule für nachhaltige Entwicklung in Eberswalde <https://www.hnee.de/news/2021/einfluss-forstlicher-nutzung>.

Das stehende Totholz erfüllt also eine wichtige Funktion für das Ökosystem Wald – vor allem für die nachwachsende Generation. Und sind sie einmal gefallen, bilden sie eine wichtige Nahrungsgrundlage für viele Pilze und Kleinorganismen, die sie zu düngendem Humus verarbeiten. Sie sind randvoll mit Nährstoffen. Krass zu beobachten ist das bei der Fichte: Auf umgefallenen Stämmen wachsen bis zu 100 kleine neue Fichten. Kadaververjüngung nennt man das. Ein weiterer Effekt: In die Mikado-Haufen an umgefallenen Stämmen geht das Wild ungern. So findet der Baumnachwuchs Schutz vor ihrem Appetit. Kurz: *Das Totholz – ob nun liegend oder stehend – bildet eine wichtige Grundlage für eine neue Generation von Wald.*

Außerhalb der streng geschützten Naturdynamikzone hilft der Mensch nach – wie auch in vielen Wirtschaftswäldern. Entweder beräumt er das Schadholtz – oder unterpflanzt die Fichtenforste mit den eigentlich dort heimischen Laubbäumen. Dabei lichtet man intakte Baumbestände etwas aus und pflanzt eine zweite Etage darunter: Ebereschen, Buchen, Bergahorn etc. So haben die kleinen Setzlinge genug Licht und Wasser, aber auch Nährstoffe; denn Fichten geben gerne ab und lassen andere leben.

Und auch wenn nicht alle kleinen Bäume aufgehen. Sie spenden ihren wertvollen Samen, der aufgeht, wenn die Fichte gehen wird. Dann hat man neue grüne Inseln, die übernehmen und den neuen Wald bilden werden. So machen es viele Förster und Waldbesitzer schon seit Jahrzehnten – auch wenn man es noch nicht sieht. Denn Waldumbau braucht eine lange Zeit, bis er sichtbar wird.

Rewilding als Bewegung

Anknüpfend an das Vorgehen im Nationalpark Harz möchte ich einen Ansatz vorstellen, der auch abseits der Wälder um sich greift und inzwischen zu einer globalen Bewegung geworden ist: Das Rewilding, „die Wiederherstellung natürlicher Ökosysteme und prinzipiell natürlicher Landschaft in zuvor von Menschenhand in Kulturlandschaften umgewandelten Gebieten. Im Laufe der Zeit sollen die menschlichen Eingriffe zurückgefahren werden, die Natur sich selbst überlassen werden.“¹⁴ Ziel ist die Steigerung der Biodiversität und die größere Resilienz, die Ökosysteme dadurch bei künftigen klimatischen Herausforderungen erhalten. Der Ansatz verdankt sich einem neuen Zutrauen in natürliche Prozesse und versteht den Menschen eher als Teil eines weltumspannenden Ökosystems denn als den Herrn der Schöpfung.

Prominentes Beispiel: Tschernobyl. Nachdem der Mensch dort geflohen ist und eine kontaminierte Landschaft zurückgelassen hat, kann man eine überraschende Zunahme der Biodiversität und die Rückkehr verdrängter Säugetiere beobachten: Elche, Wildpferde, Bären und Wölfe. „Menschen zerstören Ökosysteme und die Tierwelt mehr als radioaktive Verstrahlung“ – so die Schlussfolgerung von George Monbiot, einem der Vorreiter der Idee.

14 <https://de.wikipedia.org/wiki/Rewilding> (zuletzt aufgerufen am 20. 7. 2025).

2013 bildete sein Buch „Feral. Rewilding the land, the sea and human life“ den Auftakt der Bewegung, die z. B. in Europa zur „Rewilding Europe Initiative“ geführt hat, die an 10 Stellen aufgegebene Kulturlandschaften der Natur zurückgeben möchte.¹⁵

„Solche Gebiete haben wir doch schon!“, mag die eine oder der andere einwenden. Monbiot entgegnet: ‚Wir haben Schutzgebiete (conservation areas)‘. Aber das seien eigentlich große Gärten. Das Wort ‚conservation‘ verrate dabei die wirkliche Absicht. Man möchte einen gewissen Zustand ‚erhalten‘ oder ‚bewahren‘. Und diesen Zustand bestimmt der Mensch mit seinem Wissen und seiner Erfahrung. Die ‚baseline‘, den Referenzpunkt, stellt dafür ein bestimmter Zustand in der Geschichte dar, den Zeitgenossen gut kennen – und den wir für natürlich, ja, den Inbegriff von z. B. Wald halten; wie den Fichtenwald im Harz – oder eben Pfarrer, Kirchturm und agendarischer Gottesdienst für die Kirche. *Somit wird aber letztlich ein menschengemachtes Ökosystem (Wald) bzw. eine bestimmte historische Ausprägung eines Sozialsystems (Kirche) als Norm erklärt und konserviert.*

Beim Rewilding ist es dagegen so, dass der Mensch den ‚Platz auf dem Fahrersitz‘ räumt und der Natur überlässt. Er tritt zurück und gibt Kontrolle ab. ‚Hört auf, die Dinge zu regeln. Die Natur kann das besser als wir.‘¹⁶ Das impliziert: Rewilding ist mehr eine Methode oder Einstellung, weniger ein Ergebnis. Denn Menschen wissen nicht, wo die Natur dabei landet. „By definition the rewilded future is unknown.“¹⁷

Für Monbiot öffnet sich damit ein Tor zu einem ‚zauberhaften Königreich‘ und spätestens hier zeigt sich, dass man diesen Ansatz auch kulturphilosophisch und theologisch reflektieren – und kritisieren – muss: Natur bleibt immer auch gefallene Natur. Sie nun zu hypostasieren und ihr unkritisch die Steuerung zu überlassen, kann doch nur ein romantischer Irrweg sein, oder?

Rewilding the Church – ein Korrektiv

Für mich ist der Ansatz allerdings eine Inspiration; ein notwendiges und längst überfälliges Korrektiv unserer bisherigen Ansätze im Umgang mit der Natur – aber eben auch mit der Kirche Jesu Christi. Die Verantwortlichen sollten Abschied nehmen vom Kontrollparadigma: Kirche steht nicht mehr an der Seite des Staates – und damit auf der Seite der Macht. Sie organisiert nicht mehr das religiöse und sittliche Leben der gesamten Bevölkerung (auch standardisierte Verwaltung ist eine Form der Herrschaft). In erster Linie ist dieser Abschied eine Sache des Mindsets, der Haltung und Einstellung.

15 <https://rewildingeurope.com> (zuletzt aufgerufen am 20. 7. 2025).

16 So sinngemäß das Credo der Bewegung. Rewilding kann freilich schon bedeuten, dem Ökosystem einen Schub zu geben. Beispiele dafür wären die Wiedereinführung des Wolfes – z. B. im Yellowstone National Park, oder das Rückbauen von Dämmen im Stettiner Haff, die die Vernässung von Freiflächen verhindert haben. Aber dies soll nicht der Anfang eines kontrollierten Umbaus werden, sondern eine Art Stimulus, damit sich das System wieder stärker selbst steuert.

17 Steve Aisthorpe, Rewilding the church, Edinburgh 2020, 12.

Selbst unsere gut gemeinten Kirchenreformen sind immer noch beseelt von einem latenten Machtanspruch: Als könnten *wir* die Taufquote heben, *wir* Menschen bekehren und *wir* den Gottesdienstbesuch heben! Daran kann man bestenfalls mitwirken, machen kann man es als Verantwortlicher nicht.

Wer sich einmal mit diesen kirchentheoretischen Grundfragen beschäftigt hat, kennt die berühmten Zitate wie dieses hier von Dietrich Bonhoeffer: „Kein Mensch baut die Kirche, sondern Christus allein. Wer die Kirche bauen will, ist gewiß schon am Werk der Zerstörung. ... Wir sollen bekennen – er baut. Wir sollen verkündigen – er baut. Wir sollen zu ihm beten – er baut. [...] Kirche, tu das Deine recht, dann hast du genug getan.“¹⁸ Der Herr der Kirche ist es, der durch seinen Geist Glauben weckt, Menschen sammelt und sendet – keine Pfarrerin, kein Bischof und keine Kirchenverwaltung dieser Welt.

Steve Aistorpe fordert in seinem Buch „rewilding the church“ deshalb, Gott und dem Heiligen Geist die Kontrolle zurück zu geben und uns Christen nicht als die misstrauen, die Kirche reformieren oder gestalten könnten. Der HERR sitzt am Steuer; den Platz auf dem Fahrersitz haben wir zu räumen. So wie Naturschützer beim Rewilding der Natur vertrauen, sollten wir dem Herrn der Kirche mehr vertrauen, dass er das wieder richten wird. Dafür müssen wir aber wieder stärker an ihn heranrücken, ihn unsere Prozesse bestimmen lassen und unsere Strukturen immer wieder prüfen.

Ganz ähnlich mahnt Andrew Root, die Steigerungslogik der Gemeindeaufbauprogramme zu unterbrechen.¹⁹ 50 Jahre lang, so meint er, bestünde der Rat entsprechender Lehrbücher (vornehmlich in den USA) darin: „effective innovation“. Dies spiegele allerdings eher ein kapitalistisches Paradigma wider denn ein geistliches. Die Wurzel des urchristlichen Wachstums sieht er weniger in dem idealen Zusammenleben der Jerusalemer Urgemeinde begründet als vielmehr in dem vorherigen *Warten auf den Geist*, zu dem Jesus sie ausdrücklich aufgefordert hatte.

Es geht um das Einüben einer spirituellen Grundhaltung in der Kirchenentwicklung, wie sie auch die Missio-Dei-Theologie prägt: Gott ist mit seiner Mission am Werk in dieser Welt. Die Aufgabe seiner Kirche ist es, darauf aufmerksam zu werden und daran teilzunehmen – und eben nicht, die eigene Agenda durchzuziehen. Es ist ein demütigerer und achtsamerer Weg, der eine große Verheißung besitzt.

Die Teilnahme an seiner Mission kann beispielsweise darin bestehen, nachwachsende Pflanzen aufzuspüren und zu schützen. Wie bei einer Schonung können neue Initiativen und Kirchenformate gefördert, begleitet, gesegnet und – in Ruhe gelassen werden. Das

18 Bonhoeffer, Dietrich, Predigten – Auslegungen – Meditationen, Bd. 1: 1925–1945, hg. v. Otto Dudzus, München 1984, 375f. Dass diese Aussagen an den neutestamentlichen Befund anschließen, wird bei Michael Herbst klar (vgl. Gemeindeaufbau [s. Anm. 20], 100–103). Was dies für den Gemeindeaufbau heißt, reflektiert Christian Möller in seiner Lehre vom Gemeindeaufbau, Bd. 1: Konzepte – Programme – Wege, Göttingen 1987, 5.

19 Andrew Root, Blair D. Bertrand, When Church stops working. A future for your congregation beyond more money, programs and innovation, Brazos Press 2023.

sind Erprobungsräume. Wohlwollendes Freigeben ist ebenso Bestandteil einer Kirche, die sich vom Rewilding-Gedanken inspirieren lässt.

Warum könnte man nicht auch Räume ausweisen, wo man den Einfluss zurückfährt und sich in der Steuerung zurückhält? Rewilded church? Nur das Nötige tun, wie im Nationalpark Harz, Verkehrssicherung?! Im Ostteil unseres Landes gibt es solche Freiräume bereits zur Genüge. Darin kein Defizit zu sehen und kreativ zu werden, Kirchengemeinden und Christen in die Selbständigkeit zu entlassen; sie zu um-beten und zu fördern, wo nötig – das wäre in manchen Zonen eine lohnende Idee. Keine Versorgung mehr, auf endogene Entwicklung setzen. Möglicherweise überleben das manche Glaubenszellen nicht. Vielleicht entwickelt sich hier und dort eine Kirche, die wir nicht für möglich gehalten hätten? Die Corona-Pandemie hat einige solcher Geschichten geboren. Damit könnte die „baseline“ von Kirche verändert werden – und wir vielleicht erkennen, was Gott heute unter seinem Volk tun kann.

Schließen möchte ich mit Ausführungen eines Försters. Knut Sturm ist (unbequem) Bereichsleiter des Stadtwaldes in Lübeck, der bekannt ist für eine naturnahe und effiziente Waldbewirtschaftung. In einem Gespräch erläutert er:

„Die wesentliche Frage ist: was ist mein Ziel mit dem Wald? Das, was wir in Lübeck haben, ist ein dynamisches Ökosystem. Und da laufen eben viele Prozesse nicht immer ganz gleichförmig und in eine Richtung, sondern sie sind zufällig. Das ist auch gerade erst wieder nachgewiesen worden in einer Studie in *nature*, dass 30% der Prozesse in naturnahen Ökosystemen chaotisch und nicht voraussehbar sind. Ich glaube, darauf müssen wir uns einstellen.

Für uns als Förster ist das eigentlich der Supergau. Denn wir müssen ja sagen, wo es hingehen soll; wir brauchen ein Wirtschaftsziel. Wenn wir uns an diese natürlichen Prozesse anpassen, wissen wir aber nicht, wo es hinläuft. Das werden wir aber tun müssen, damit wir überlebensfähige Wälder haben.

Deshalb sagen wir auch nicht, dass wir einen ganz bestimmten Waldaufbau in Zukunft haben sollen, sondern für uns ist ein Wald eigentlich nichts anderes als ein zufallsbeeinflusstes multivariablen Sukzessionsmosaik. D. h. Da ist Zufall drinnen, was eine ganz wesentliche Triebfeder ist für den Wald. Es ist eigentlich nichts anderes als dass wir nicht wissen, wie so ein Wald abläuft. Und es ist immer unterschiedlich; und diese Unterschiedlichkeit müssen wir akzeptieren. Während wir normalerweise immer irgendwelchen Bildern hinterherlaufen ...

Was heißt das: Sie legen die Hände lieber in den Schoß als an die Axt?

Ja, ganz genau. Und wir gucken: Was gibt uns der Wald? Und davon, was uns der Wald gibt, ernten wir bestimmte Sachen. Und was eben augenblicklich auf dem Markt läuft. Wir müssen aber auch nicht ernten. Und das ist auch ein wesentlicher Unterschied.²⁰

Knut Sturm stellt die entscheidende Frage am Anfang, die übertragen lautet: Was ist unser Ziel mit Kirche? Was sehen wir in ihr? Soll sie ein lebendiges, dynamisches System

20 Knut Sturm im Gespräch mit Stephan Karkowsky über das Lübecker Waldkonzept am 26. Juli 2022 (Vgl. <https://www.deutschlandfunkkultur.de/gegen-unsere-aex-te-wald-kann-keine-holzfabrik-sein-dlf-kultur-a2df0406-100.html>).

von Christenmenschen sein oder steht der strukturelle Aufbau im Vordergrund: Als Körperschaft mit den Parochien als flächendeckenden Stützpunkten – einem Wald mit klar definierten Baumarten in einem entsprechenden Alter und Abstand zueinander?

Wenn sie wirklich ein lebendiges, dynamisches System sein soll – wo Prozesse chaotisch und unplanbar ablaufen – , dann tut unsere Kirchenentwicklung gut daran, sich vom naturnahen Waldbau inspirieren zu lassen.

Summary

This essay tries to find parallels between church-development and the development of central European forests. Especially the dry years 2018-2020 resulted in a massive forest dieback – which is very present in German low mountain ranges like the Harz. About 80% of the trees died and now the forest does not look like a forest anymore. How do politicians, owners and forester react? Does the forest have a future? The experts answer “yes” but it needs different activities and also a certain passivity: To lean back, wait and trust, that the forest will recover. The procedure and attitude are inspiring for church developers, especially in times where many ask: Does the church have a future?

Thomas Schlegel

Jg. 1973, studierte Theologie und Philologie in Jena und Pietermaritzburg (Südafrika). Er wurde mit einer Arbeit zu Karl Barths Theologiebegriff promoviert. Nach dem Vikariat in München und einer Pfarrtätigkeit im Thüringer Wald arbeitete er am IEEG in Greifswald und war Referent am Zentrum für Mission in der Region der EKD. 2013–2025 leitete er das Referat Gemeinde und Seelsorge im EKM-Kirchenamt und war hier u. a. zuständig für den Prozess Erprobungsräume. 2023–2025 arbeitete er zudem an der Forschungsstelle „Missionale Kirchen- und Gemeindeentwicklung“ der Martin-Luther-Universität Halle. Seit dem 1.6.2025 ist er Direktor der Arbeitsstelle für missionarische Kirchenentwicklung und diakonische Profilbildung in Berlin.

TomSchlegel@web.de – GND 124040446

theologische beiträge

Biblische Besinnung 210–215

Alexandra Battenberg Wie kann ich glauben?
Gernot M. Zeilinger Dialogpredigt zu Lukas 24,13–35:
 Die Emmausjünger.

Aufsätze 216–236

Michael Herbst Auf der Ersatzbank.
 Ein zweiter Blick auf die Auswertung
 der 6. Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung
 (KMU VI⁹).

237–250

**Heinzpeter
Hempelmann** Gemeinde als Rhizom?
 Eine Provokation.

251–262

Thomas Schlegel Abschied nehmen,
 damit Neues nachwachsen kann.
 Was Kirchenentwicklung
 vom Waldumbau lernen kann.

263–278

Patrick Todjeras Die Suche nach Glück und dem ‚guten Leben‘
und Evangelisation – eine Annäherung.

Bücher 278

In eigener Sache 279–280

Im Beruf die „theologische
 Spielfertigkeit“ trainieren.
 Ein Brief zum bestandenen Examen.

25–4

56. Jahrgang · August 2025

SCM